

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 21.

Erster Jahrgang.

23. Mai 1857.

Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben.

1.

Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben,
Nicht rühmen dich des Glücks, das dir beschert.
Wie bald kann noch ein Wetter dich umtoben,
Wie bald ist, was du mühsam schufst, verheert.

Bereite dich, zu allen guten Stunden,
Daß du die kummer schwere fest empfängst;
Damit, schlägt dir das Schicksal wieder Wunden,
Du leicht zurück die bitt're Thräne drängst.

Des Schicksals Fäden sind zu fein gewoben,
Du siehst den Knoten nicht, der dich umschlingt.
Drum, sollst den Tag nicht vor dem Abend loben,
Du weißt ja nicht, was dir der Abend bringt.

2.

Das ist das Loos des ird'schen Seins:
Ein stetes Kommen und Gehen,
Und was man liebet, es ist um eins,
So mag es der Wind verwehen.

Dann sieht man still und denkt zurück
Und weiß es nicht zu fassen,
Wie man von seinem schönsten Glück
So leicht, so schnell konnt' lassen.

L. J.

Der erste Eindruck Havanna's.

Vom Prof. Anton Bishman.

Das Dampfboot, welches Passagiere und Waren von Süd-Carolina nach der Insel Cuba trägt, legt, nachdem es die gefährliche Fahrt zwischen den Riffen Ost-Florida's und dem Golfstromes überstanden, an einem kleinen, nur wenig über den Spiegel des Ozeans gehobenen, gänzlich übersandeten Eilande, Key West genannt, an. Es ist dieß das südlichste jener Riff-Inselchen, welche sich vom Cap Florida bis zur Gruppe der Schildkröten-Eilande (tortugas islands) in einer Länge von zweihundert engl. Meilen in das merikanische Meer erstrecken. Der Reisende, welcher beim Anbruche eines heitern Abendes am Rande dieses Eilandes steht, kann die Pracht des Meeres und die Klarheit der Atmosphäre nie genug bewundern. Schne-

weißer Schaum rollt unaufhörlich über den glatten Meerespiegel hin, wie Gypsmilch über hellgrüne Marmorplatten gegossen, und die herrliche Bläue im Zenithe verschwimmt allmählig in prachtvollen Tinten in die Gluth des westlichen Himmels. Süd- und ostwärts bezeichnet der dunkle, scheinbar in beständigen Wetter begriffene Horizont den Lauf des Golfstromes. Die fortwährende Verdunstung seines warmen Wassers und die seitwärts einströmende kältere Luft lagern über ihm wie graue Wolkengebilde und regen seine Fläche auf; engl. Seefahrer nennen diese Erscheinung das Golf-Wetter (golf weather). Die Fahrt nach der Havanna geht von Key West quer durch den Arm des Stromes, die wiederholte Ruhe des Meeres und das Wiedererscheinen des heitern Himmels zeigen an, daß man ihn durchzogen habe und sich in der Nähe Cuba's befinde. Fahrzeuge werden nun häufiger sichtbar, ein langer dunkler Streif am südlichen Himmel verkündet die Nähe des Landes. Bald zeigen sich die Gebungen des Bodens, von der Atmosphäre bläulich gefärbte Berge, vor allem andern aber taucht westlich der zuckerhutförmige, isolirte Pan de Matanzas langsam empor. Das Land wird immer deutlicher, sein Grün wird bemerkbar, Einschnitte zerschneiden die Masse des Gebirges, man unterscheidet den Wald von baum- und buschlosen Stellen, den Wiederstrahl der Sonne an den Mauern des Kastells el Morro, Gruppen schlankstämmiger Palmen, endlich die spanische Flagge an den Festungswerken und das Aufblitzen der hoch oben wachenden Bajonnete.

Durch einen dreihundert Ellen breiten, links von dem aus gelbem Kalkstein aufgethürmten Kastell el Morro, rechts von einem niedern Fort geschützten Eingang gelangt man durch einen Kanal in den dreibuchtigen, zwei und eine Viertel-Meile langen und eine und drei Viertel-Meile breiten Hafen, an dessen westlicher Seite die Stadt Havanna liegt. Die lichten, verschiedenfarbigen Gebäude blenden im Reflere der tropischen Sonne das an den einförmigen dunklen Anstrich gewohnte Auge des Nordländers, der weiße Anzug der Bewohner erweckt in ihm unwillkürlich den Gedanken, als wäre der Ort von lauter Bäcker-Gesellen bewohnt. Ein Gedränge von Neger-Sklaven tobt an dem Duai, den im Boote zufahrenden Fremden von der Ferne Dienste anbietend, plumpe Karren, von zwei oder drei hintereinander gespannten Maulthieren gezogen, poltern durch die engen Gassen, zerfetzte Lastträger, lärmende häßliche Weibergestalten und leicht und fein gekleidete Männer mit ihren unzer-

trennlichen aromatischen Zigarren beengen die hohen, oft nur 2—3 Fuß breiten Trottoirs. Ist es Abend, so rollen die schmucken, zweirädrigen Volanten mit dem andalusischen Pferde, dessen Mähne und Schweif zierlich zu Zöpfen geflochten sind und an dessen Rücken der Calessero sitzt in reicher Livrée und Reitstiefeln, deren hintere Hälfte die schwarzen Baden offen läßt, unter silbergleichem Gekirr durch die Calle Obispo und Calle Oreille in's Freie hinaus. In ihnen sitzen zwei, auch drei Havanneferinnen in weißen, sanft hingegossenen Kleidern, unter denen die atlasbekleideten Füßchen hervorgucken, mit einer Rose à la moda Andaluza im schwarzen bloßen Haare und in halb- liegender reizender Stellung. Kein Schauspielhaus, kein Künstler vermag in der That die weibliche Grazie anziehender zu machen, als die sylphengleichen, schwarzäugigen Senoritas in ihrer diaphanen Draperie, wenn sie so schweigend aus der Tiefe nach den Trottoirs blicken und die Grüße ihrer Bekannten lächelnd erwidern. Die Abendsfahrt in der Volante bildet aber auch die wichtigste Begebenheit in dem Tagesleben der Creolin. Vom Morgen bis nahe zum Sonnenuntergang pflegt sie zu Hause in leichter Toilette, ohne Strümpfe in losen, klappernden Schlarfen, der üppigen Fülle des ungekämmten Haares über den Nacken freien Lauf lassend, in der hergeuse gedankenlos schwägend oder halb schlummernd zu schaukeln. Dieß ist die Lebensweise der tropischen Länder Amerika's, welche die Einwohner der Louisiana mit dem Ausdrucke creolisiren (to creolize) bezeichnen.

Ist das Dunkel der Nacht angebrochen, eilt Alles, was Freiheit und Luft hat, nach der plaza d'armas, wo sich vor dem Palaste des spanischen General-Kapitäns eine liebliche Anlage ausbreitet. Denke man sich da eine militärische Bande, welche einen alt-castilianischen Marsch spielt, wehmüthig und martialisch, als gälten diese Klänge einer geschlagenen Mauren-Schlacht, oder pathetische Serabanden oder eine Alles belebende Tota Aragonessa, dazu vier riesenstämmige Palmen, unter ihnen Schrauben- und Sago-Palmen, Gebüsche des schönen Hibiscus rosa Sinensis, die Statue eines europäischen Königs, mehr Grabes-Monument als bloßes Denkmal ehrender Erinnerung, ringsum auf Bänken ruhige Träumer, in den Gängen rauchende Wandler, den spanischen Sprachklang, darüber eine heilige Ruhe des Himmels mit dem blendenden Monde oder der schattenwerfenden Venus, und riesige Sternbilder auf einem Grunde, welcher, wie im Widerscheine einer in unsichtbarer Ferne brennenden Welt roth schimmert und so traurig abwärts von dem verlassenen Norden, der im Rücken schwarz und schaurig liegt, wie die düstern Eisflächen, welche er überspannt; wie viele Gedanken wachen nicht dabei in dem reisenden Denker auf von den Tagen Colombo's bis zu den gegenwärtigen letzten Vibrationen der spanischen Macht auf diesem Kontinente!

In den finstern Gassen ist es indessen einsam geworden, die hell erleuchteten Eisfalone schallen vom Klange der Geschirre, Münzen und schreiender Diener; Wagen und Neger sind verschwunden, und hinter den weit ausgebogenen hohen Gittern der meist ebenerdigen Häuser stehen die geschmackvoll gekleideten Schönen lispelnd und nach den vorüberziehenden caballeros spähend. Die Stunden der späten Nacht, während welcher die

Emission der Wärme aus Stein und Holz fortbauert, werden besonders peinlich. Im Schlafgemache, vom Bettgehänge umhüllt und von den lästigen Mosquito's umsummt, hat man keine Ruhe. Man besteigt deshalb gerne die Terrasse des Hauses, wo man unwillkürlich die Blicke stets nach dem südlichen Himmel richtet, an dem die prachtvollen Gestirne emporsteigen. Im Rücken ragt die alte Kathedrale mit ihrem gespenstischen Mauerwerk wie eine Bastille in den dunklern Himmel empor; hinter ihr rollt das Licht des Leuchthurmes in langweiligem Tempo, noch tiefer wälzen sich graue Wolkenkrägen über das mexikan. Meer hin; die Stille wird im Unisono gestört von dem dumpfen Glockenschlag der Thurmuhren, dem Rufe der Schildwachen am Kastell el Morro, dem las uno oder las dos und sereno der Nachtwächter, halb Gesang und halb Geschrei, und von dem mit den zeitweise sich erhebenden Lustlichen scheinbar näherrückenden Hundegebelle ferner Quartiere. Hier und da verkündet das Aufglimmen eines Cigaro einen wachenden Träumer, das Nachtgezieler pfeift an den Ohren vorbei und aus der Tiefe nekt aus einem unbeleuchteten Fenster eine unbekannt feine Stimme mit einem buena noche caballero. Die dem Morgen zueilenden Stunden gestatten endlich den matten Gliedern Ruhe.

Mit Ausnahme der regelmäßigen Sommer-Nachmittagsregen und der Gewitterzeiten hat man nur am frühen Morgen den Genuß der frischen Luft, wobei der aromatische Duft der Pflanzenwelt und des mit den schönsten, saftigsten Tropenfrüchten beladenen Marktes die ganze Stadt erfüllt. Leider ist auch dieser nur von kurzer Dauer. Kaum erscheinen wieder die schwerfälligen Maulthier-Karren, von zerrissenen und laut gährenden Negern geleitet, in den engen Gassen, kaum beginnen einzelne Schlafrunkene und Briefster, bald in gebeugter Demuth, unbedeckten Hauptes, im Kirchengewande, bald gebieterischen Ganges, den durch mattes Lampenlicht erleuchteten Kirchen zuzueilten, so schwindet schon die gleichsam kühlende Bläue des Himmels. Die Atmosphäre erhält eine weißliche Farbe, Jedermann strebt in den immer enger werdenden Schattenstreifen der Trottoirs zu bleiben, nackte Kinder kriechen auf allen Vieren vor den Verkaufsbuden ihrer Eltern, die Eishallen füllen sich, Alles, was nicht der Zwang oder das Interesse hinausreibt, meidet die Gasse; die Hausthiere liegen mit ausgestreckten Zungen und schnell und schwer athmend in den kleinen Schattenswinkeln; die Vögel selbst flattern in der verdünnten Luft mattern Fluges über das Land, während die schönen Senoras in den Parloirs sich in der hergeuse wiegen und schon an den Abend und die Volante denken. Ein geist- und athembengender Dualm herrscht in den tiefsten Schichten der Luft, die Brise selbst gibt keine Linderung, sie treibt vielmehr die Hitze in die Ecken der Gassen, das Pflaster brennt durch die Sohlen, an der Haut des halbnackten Negers rieselt der Schweiß; durch einen schnellern Gang glaubt man der Hitze zu entgehen, die Kokosfrucht gibt eine widerlich laue Milch, der Geschäftsmann schmachtet in seiner Stube in peinlicher Unruhe, der Hund schleicht träge umher und empfängt ohne Bewimmer die Hiebe seines Herrn, und am Fischmarke kochen die Abwürfe der Ware in eckelhaftem Gestanke.

In den heißen Sommertagen, wenn die Sonne ihre schattenlosen Strahlen zu werfen beginnt, versagt auch das Feuer der Maschinen-Werkstätte seine gewöhnlichen Dienste. Die Flammen dehnen sich damals über den Herd hin, gleichsam hungermüde und Futter suchend. Es gab schon Fälle, in welchen Maschinen in Folge der zu hohen Lufttemperatur in den zum Betriebe der Arbeit erforderlichen Gang nicht gebracht werden konnten.

So reisen denn am Lande wie auch auf dem von Schlammthier-Massen überzogenen Hafenspiegel allmählig die pestilenzialischen Miasmen heran, welche das schwarze Erbrechen in schauerhafter Form erzeugen, ein Uebel, das, wie uns die Statistik der Krankheiten beweiset, sogar die Gräuelpest überbietet.

Verschiedenes.

Professor Simony's Panorama von Laibach.

Von geachteter Seite wird uns die Benützung eines auf die bevorstehende Veröffentlichung dieser höchst interessanten Aufnahme bezughabenden Schreibens gestattet. Prof. Simony sagt in demselben: „Das Panorama von Laibach wird nun in Kupfer gestochen und hoffentlich vor Ablauf eines Jahres fertig werden. Obgleich die Auslagen sehr bedeutend sind, so will ich sie doch riskiren, in der Hoffnung, daß sich in Krain so viele Kunstfreunde finden werden, als nöthig sind, um das Unternehmen zu decken. Der Preis des gegen 7 Schuh langen Panorama's wird in keiner Weise über 4 fl. C. M. gehalten werden. Schon in den nächsten Tagen beginnt ein Künstler die Arbeit. Sobald ein Blatt fertig ist, will ich es nach Laibach schicken, um durch die Eröffnung einer Subskription die Zahl der Abnehmer beurtheilen und die erste Auflage darnach bestimmen zu können. Ein erläuternder Text wird alle wichtigeren physikalisch-geographischen Verhältnisse des dargestellten Terrains besprechen. Mit diesem Werke hoffe ich, einen nicht ganz werthlosen Beitrag zur Erweiterung der Kenntniß Ihres schönen Landes zu liefern und zugleich der mir durch die Wahl zum korrespondirenden Mitgliede des historischen Vereins in Krain zugesagten neuen Verpflichtung nachzukommen.“

Macht der Gewohnheit. In Rußland besteht die Sitte, am Vorabend des Ostersonntags eine Art von Kuchen zu backen, und diese in die Mitternachtsmesse zur Weihung zu tragen. Dieser Sitte getreu hatte eine arme alte Frau in Petersburg am letzten Charfsamstag ihre Kuchen bereitet, und erwartete das Zeichen zum Kirchgange, Müdigkeit machte sie jedoch einschlummern. Plötzlich wurde sie durch ein unerwartetes Geräusch aufgeweckt, und als sie die Augen geöffnet, sah sie einen Mann vor sich, der mit drohenden Mienen, ein Messer in der Hand, offenbar in räuberischer Absicht eingedrungen war. Schon glaubte die alte Frau ihr letztes Stündchen gekommen, als die Kanonen der Festung erdröhnten, und mit dem Klange aller Glocken vereint Mitternacht, den Beginn des hohen Festes verkündeten. Da durchblitzte ein Lichtgedanke die geängstigte Frau; sie langte rasch nach einem Kuchen und bot ihn dem

Räuber nach altem Gebrauche und mit der traditionellen Formel an: „Jesus Christus ist erstanden.“ „In Wahrheit, er ist erstanden,“ erwiderte der Räuber, einer jahrelangen Gewohnheit huldigend, während das Messer seinen Händen entglitt. Sodann umarmte er sie, wie gleichfalls üblich, drei Mal und entfernte sich mit den Worten: „Mütterchen, du hast dein Leben und meine Seele gerettet.“

Beethoven als Koch. In dem reichhaltigen Werke von Ulibischeff sind eine Menge charakteristischer und origineller Züge aus Beethoven's häuslichem Leben zusammengestellt, die das Porträt des großen Tonichters in anziehender Weise vervollständigen. Er litt, wie alle Hagestolzen, unter dem Druck der Haushälterinnen und lebte in beständiger Empörung gegen sie. Einst hatte er die Reinschrift einer Komposition verloren und fand sie in der Küche als Hülle von Butter und Käse wieder. Im ersten Zorn jagte er die Haushälterin fort und beschloß, sich selbst zu bedienen. Er meinte, ein gutes Mittagessen zu machen, könne nicht schwerer sein, als eine Symphonie zu schreiben. Kühn an's Werk schreitend, lud er eine Anzahl Gäste ein, welche höchst erstaunt waren, Beethoven, mit weißer Mütze und Schürze angethan, am Herdfeuer zu finden. Es dauerte sehr lange, bis die ungewohnte Arbeit vollendet war; endlich konnte aufgetragen werden; aber wer beschreibt das Entsetzen der hungerigen Gäste, als eine Suppe erscheint, welche sogar von Bettlern verschmäht werden würde; das Rindfleisch war halbgar, das Gemüse schwamm in einem Djean von Wasser, und der Braten glänzte prächtig schwarz wie Kohle, als hätte er den Weg durch den Schornstein genommen. Es gab nichts Genießbares; auch aß Niemand, außer dem schwitzenden Wirth, der jede seiner Schüsseln mit einer Art Verzweiflung lobte und flehte, man möchte davon essen. Dazu konnte sich jedoch Niemand entschließen; das Dessert und die Weine wurden als Entschädigung verzehrt. Man suchte den Komponisten zu überzeugen, daß er für die Musik mehr Talent als für die Küche habe, und versöhnte ihn mit seiner Haushälterin.

Apostrophirt oder nicht? Das ist die Frage, um welche sich in einer Pariser Erbschafts-Angelegenheit ein merkwürdiger Rechtsstreit dreht. Herr v. M., der im vergangenen Februar verstarb, hat ein eigenhändig geschriebenes Testament hinterlassen, welches mit folgenden Worten schließt: „Und um meinen Neffen Karl und Heinrich meine volle Zuneigung zu bezeugen, je légue à chacun d'eux (ou deux) cent mille francs.“ (Welches in der ersten Lesart heißt: so vermache ich Jedem von ihnen (d'eux) hunderttausend Francs; in der zweiten: Jedem zwei- (deux) malhunderttausend Francs.) Das Papier ist ganz frisch beschrieben gefaltet worden, wodurch mehrere Buchstaben besleckt wurden. Die Legatäre behaupten nun, daß der Apostroph einer jener Flecken sei; allein der Erbe, ein Sohn des Verstorbenen, behauptet im Gegentheil, daß es ein wirklicher und gewollter Apostroph sei. Dieser Apostroph kostet ihn 200.000 Francs, und da die Sachverständigen aus den folgenden Worten keineswegs auf die wahre Absicht des Testators schließen können, so ist es interessant, welches Urtheil diesen Konflikt schlichten wird.

Menschenpreise in Louisiana. Ein in Louisiana erscheinendes Blatt meldet einen unlängst stattgehabten Verkauf von 13 zur Plantagen-Arbeit bestimmten Sklaven, bei welchem folgende hohe Preise erzielt wurden: Für Benton, 10 Jahre alt, wurden 1365 Dollars gezahlt; für Amanda, 14 Jahre alt, 1475; für Hayden, 13 Jahre alt, 1525; für Batsley, 16 Jahre alt, 1600; für John, 17 Jahre alt, 1820; für Herrison, 15 Jahre alt, 1885; für Louisa, 25 Jahre alt, 1955; für George, 19 Jahre alt, 2000; für Silas, 21 Jahre alt, 2020; für Charles, 19 Jahre alt, 2065; für Laura, 16 Jahre alt, 2070; für James, 21 Jahre alt, 2150, und für Lewis, 31 Jahre alt, 2300 Dollars.

Pariser Demi-Monde. Neulich, schreibt der Pariser Korrespondent der „Wes. Ztg.“, sehe ich in Gesellschaft eines Franzosen einer Ausfahrt in den Champs Elysées zu. Gewisse Wagen mit einem wiederkehrenden Personal erregen meine Aufmerksamkeit; rechts auf dem Hinterste eine jüngere Dame, regelmäßig durch schneeweißen Teint ausgezeichnet; links neben ihr eine ältere Dame, so etwas wie 40 Jahre alt, bescheiden im Anzug, modest in der Farbe, chokoladen- oder flohfarbenedes Kleid, Hut ohne Spitzen; vorn nach rückwärts gefehrt, ein Knabe in der Uniform der Pensionäre unserer Gymnasien und Lyceen. — Sind wir denn in den Schulferien, frage ich meinen Begleiter, daß diese Mütter ihre Gymnastiken spazieren fahren? Sehen Sie nur, wie viele kleine Blauröcke mit Metallknöpfen! — Mein Freund lachte: „Das sind gemietete Gymnastiken.“ Wie so gemietet? fragte ich. — „Für wen halten Sie diese Damen denn? nehmen Sie sie ernstlich? — Warum soll ich sie nicht ernstlich nehmen? — Es sind gewesene Kammermädchen, Modistinnen, Näherinnen, Damenstiefel-Stickerinnen, die sich in lauter Miethwagen der großen Welt zeigen.“ — Und die Gymnastiken? — „Sind lauter Buben aus ihrem Stadtviertel, Produkte der Portiere oder der nächsten besten Hölerin. Man zieht ihnen die Blouse aus, scheuert ihre Hände, kämmt ihre Borsten etwas glatt, und steckt sie in die Gymnasial-Uniform, die beim Confectionneur fertig zu haben ist. So wird aus der Modistin oder Feinwäscherin eine „Mutter“ mit einer Familie, mit geordnetem Hauswesen und Renten. Wenn der Junge seine Sache gut gemacht, wenn er kein Argot oder Kauderwälsch gesprochen, nicht geflucht, wenn er zur rechten Zeit sich geschneuzt, kurz, seine Mutter vor den umherschwärmenden Reitern nicht blamirt hat, so erhält er beim Nachhausekommen 30 Centimes. Das geht auf die Stunde, die Jungen machen ein Geschäft; nächstens wird sie das Departement des öffentlichen Unterrichts wohl wegen unbefugten Tragens der Uniform gerichtlich belangen.“

In keinem Lande wird so viel Zucker consumirt als in Schweden, wie denn überhaupt nirgends mehr Süßigkeiten geliebt werden, als bei den abgehärteten Kindern des Nordens. Ohne Salz kann ein Schwede Methusalems Alter erreichen, aber ohne Zucker geht er elendiglich schon im ersten Lebensjahre zu Grunde. Daher verbrauchen die 3½ Millionen Schweden mehr Zucker als 10 Millionen Deutsche, und die Zuckerfabrikanten sind sämtlich Millionäre geworden. Alle

Nahrungsmittel sind süß, bei denen Zucker möglicherweise angewendet werden kann. Setzt man sich irgendwo zu Tische, so fällt der erste Blick gewiß auf eine ungeheure Schale, gefüllt mit weißem Pulver, das sich bei näherer Beschichtigung als fein geriebener Zucker enthüllt. Auch das Brot wird mit Zucker eingemacht. Die Suppe ist so süß, daß man nach ein Paar Löffeln genug hat. Man greift nach dem Speisezettel. Da steht: spenat med ägg und gleich daneben böna med halvkökt frikadel — nun, Spinat ist ein vortreffliches Essen, Bohnen nicht minder und Kalbfleischfrikadellen sind auch nicht zu verachten. Schreckliche Täuschung! der Spinat ist süß, die Bohnen noch süßer, Kalbsfrikadellen sind sogar mit Zucker gebraten und nun folgen hinterher süße Reis- und Gries Speisen und süße Compots, zuletzt die beliebten Stikelbären, Stachelbeeren, welche mit Milch übergossen und dann mit einer Unmasse Zucker bestreut werden, um ihre scharfe Säure zu dämpfen.

Antiquarisches.

Im Laufe dieser Woche weißte der Archäolog und Numismatiker Dr. Alexander Volpi von Verona in unserer Stadt. Wenn er auch begreiflicher Weise auf seiner Reise nur einen geringen Theil der in dieser Hinsicht in seinem Besitze befindlichen Schätze bei sich hatte, so befinden sich nichtsdestoweniger darunter welche, die allgemein bekannt gemacht zu werden verdienen. Darunter gebührt der erste Platz einem Original-Porträt von Tizian, dessen Farben zwar einer Erfrischung bedürfen, das aber sonst wirklich ein Prachtwerk ist. Es ist das lebensgroße Bild des Kardinals Peter Paul Vergerius, welcher im Anfange des 16. Jahrh. lebte. Geboren zu Capo d'Istria, wurde er zuerst Advokat und nach dem Tode seiner Gattin Priester, Bischof von Capo d'Istria und Cardinal; als solcher wurde er von Papst Paul III. zwei Mal als apostol. Nuntius nach Deutschland gesendet. Dieses Porträt nun, das oft genannt und zitiert wird, erwarb Volpi aus dem Verlasse des Cardinals Durino in Mailand. (Wer mehr über P. V. Vergerius wissen will, den verweisen wir auf das im J. 1780 zu Mailand erschienene Werk: „Notizie di P. P. Vergerio, del Conte Rinaldi Carli.“) — Das zweite ist ein kleineres Bild von Paulo Veronese (Maria-Verständigung), in einem gleichzeitigen Altargestelle aus Elfenbein und Ebenholz, ebenso werthvoll als nett. — Was nun Volpi's Münzsammlung anbelangt — obgleich er nur einen geringen Theil derselben bei sich hatte — so ist doch ein näheres Eingehen unmöglich, wegen des Reichthums und der Pracht derselben, welche alle Perioden und alle Nationen umfaßt. Es wäre jetzt ohne Zweifel die beste Gelegenheit gewesen, die Münzsammlung des H. H. Verones mit den schönsten Stücken zu bereichern, wenn nur die finanzielle Lage desselben eine bessere wäre. Aber eben, weil dieses nicht möglich ist, ergeht um so dringender das Ansuchen an alle Patrioten und Vaterlandsfreunde, durch Geschenke aus ihren eigenen Sammlungen die des Vereins zu bereichern. Denn es ist bekannt, daß an 14 Privat-Münzsammlungen in der Stadt Laibach sich befinden, welche — leider nur ganz verborgen — manches Kostbare enthalten. Würden diese Sammlungen dem Vereine gegeben werden, so würden dieselben in ihrer Vereinigung einen größern Nutzen gewähren, außer dem aber auch durch die gegenseitige Ergänzung an Werth sicherlich gewinnen — abgesehen davon, daß dadurch eine vorzüglichlich hoffnungsvolle vaterländische Anstalt, die im schönsten Ausblühen begriffen ist, eine dankenswerthe Unterstützung erhalte. — Durch solche patriotische Gaben ist die Sammlung des Museums so reich geworden! — Aus dem Munde Dr. Volpi's vernahm Ref. auch das Lob einer Privat-Münzsammlung in unserm Nachbarlande Kärnten. Der als Kunstfreund bekannte Hr. Josef v. Rainer in St. Veit besitzt dieselbe, welche zwar nicht an Zahl, wohl aber an innern Werth und Seltenheit alle — auch die öffentl. Sammlungen Steiermarks, Krain's und Kärnten's — weit überragt. Diese Sammlung zählt 13.000 Münzen — fast durchgehends ausgesuchte und besterhaltene Exemplare, darunter 1000 in Gold, 6000 in Silber. — Endlich wollen wir hier, da wir uns schon zum größten Theile mit Münzen beschäftigt haben, erwähnen, daß unser reizige vaterländische Numismatiker, Herr Rufos Anton Zellouschek, in der in Weissensee in Thüringen erscheinenden „Numismatischen Zeitschrift“ (1857, Nr. 4, 5, 6), Nachrichten über Krain's Münzwesen veröffentlicht hat, in welchen er zuerst die im Mittelalter in Krain geprägten Münzen, dann jene, welche nicht in Krain geprägt wurden, aber doch dort in Mittelalter vorzugsweise Gültigkeit hatten, dann die Medaillen des Laibacher Bischofs, endlich die übrigen im Museo oder sonst wo befindlichen, auf Krain Bezug nehmenden Münzen mit gewohnter Umsicht und Genauigkeit beschreibt. D. E. H. Costa.